



MINISTERIUM FÜR KULTUS, JUGEND UND SPORT
BADEN-WÜRTTEMBERG

BERUFLICHES GYMNASIUM

ABITURPRÜFUNG
ab 2005

im Fach

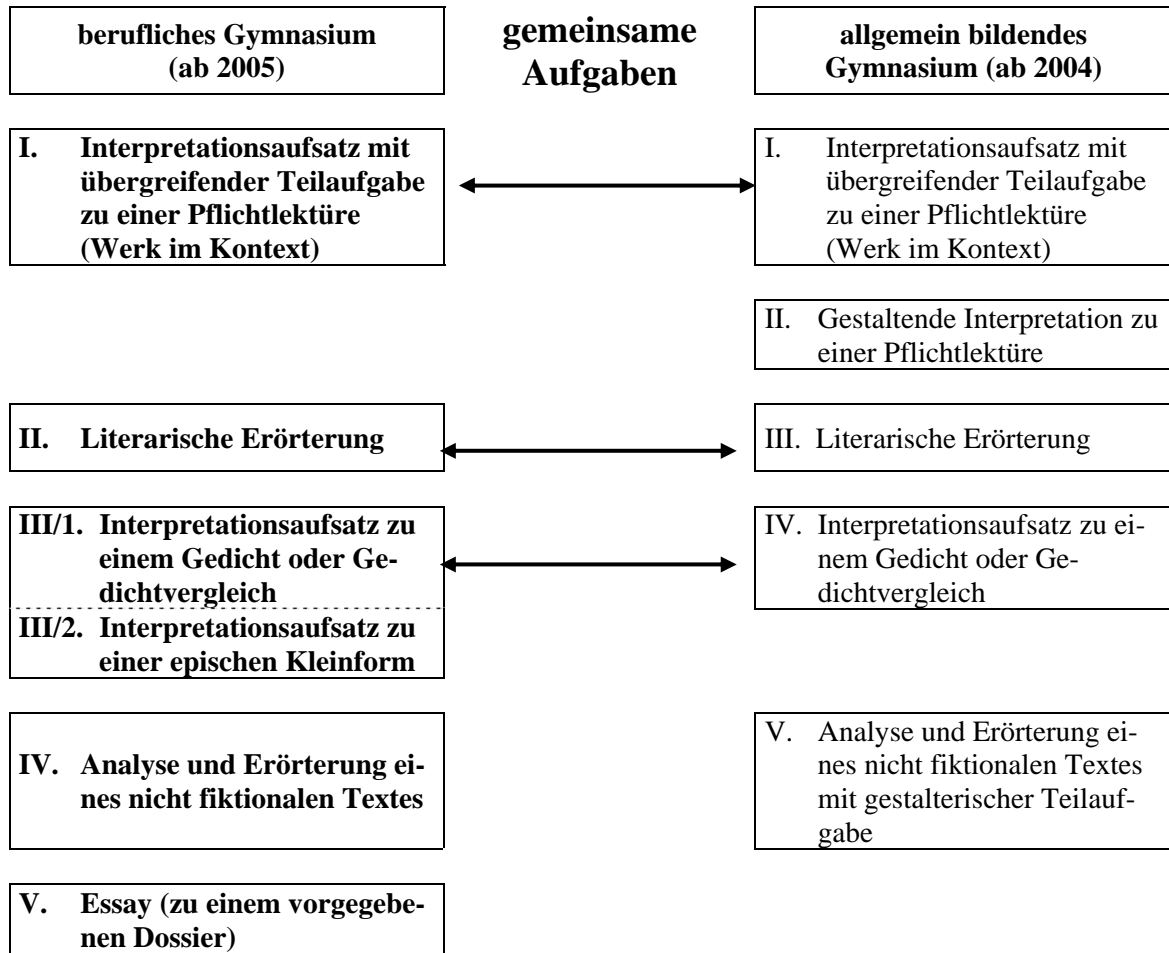
DEUTSCH

Vorbemerkung:

Die verstärkte Zusammenarbeit zwischen den allgemein bildenden und den beruflichen Gymnasien in Baden-Württemberg hinsichtlich der Abiturprüfung im Fach Deutsch führt teilweise zu einer Modifizierung der bisherigen Aufgabenarten.

Die folgende Übersicht zeigt künftige Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie Prüfungsmodalitäten:

Aufgabenarten in der Abiturprüfung im Fach Deutsch



Im Zusammenhang mit der Reform der gymnasialen Oberstufe – das Fach Deutsch ist Kernkompetenzfach und wird in den Jahrgangsstufen 1 und 2 (ehem. Jgst. 12 und 13) nunmehr auf einheitlichem Niveau vierstündig unterrichtet – ergeben sich für die Abiturprüfung am beruflichen Gymnasium ab dem Jahr 2005 folgende Prüfungsmodalitäten:

Bearbeitungszeit: 300 Minuten + 30 Minuten Einlesezeit
 Hilfsmittel: - Ausgaben **aller** Pflichtlektüren;
 - pro Kurs sind mindestens zwei Rechtschreibwörterbücher bereit zu stellen

Den Fachlehrerinnen und Fachlehrern werden **sechs** Aufgaben vorgelegt. Aus den Aufgaben III/1 und III/2 wählen sie eine Aufgabe aus.

Die Schülerinnen und Schüler erhalten **fünf** Aufgaben, von denen eine zu bearbeiten ist.

Kurzüberblick: Was ist neu – was bleibt?

neue Aufgabenart / Veränderung	alte Aufgabenart
<p>I Interpretationsaufsatz mit übergreifender Teilaufgabe zu einer Pflichtlektüre (Werk im Kontext)</p> <p>neu: Die dritte Teilaufgabe bezieht sich nicht mehr nur auf eine der beiden Pflichtlektüren, sondern fordert einen Bezug zur zweiten Pflichtlektüre.</p>	<p>V Literarisches Thema</p>
<p>II Literarische Erörterung</p> <p>neu: Die Aufgabenstellung bezieht sich auf die Pflichtlektüre(n).</p>	<p>I Textunabhängige Erörterung</p>
<p>III/1 Interpretationsaufsatz zu einem Gedicht oder Gedichtvergleich</p> <p>neu: Die Auswahl der Textgrundlage(n) erfolgt unter einem <i>thematischen</i> Aspekt (= „Leitthema Lyrik“, der zusammen mit den Pflichtlektüren bekannt gegeben wird.</p> <p>Die Aufgabenstellung lautet: „Interpretieren Sie dieses Gedicht.“ bzw. „Interpretieren und vergleichen Sie die beiden Gedichte.“</p>	<p>IV Textinterpretation Lyrik</p>
<p>III/2 Interpretationsaufsatz zu einer epischen Kleinform</p> <p>neu: Die Aufgabenstellung lautet: „Interpretieren Sie diesen Text / diese Geschichte ...“</p>	<p>IV Textinterpretation Prosa</p>
<p>IV Analyse und Erörterung eines nicht fiktionalen Textes</p> <p>neu: Die Trennung zwischen Texterörterung und Textanalyse wird aufgehoben. Die Aufgabenstellung umfasst sowohl erörternde als auch analytische Bearbeitungsschritte (Schwerpunktsetzung nach Textvorlage).</p>	<p>II Texterörterung III Textanalyse</p>
<p>V Essay (zu einem vorgegebenen Dossier)</p> <p>Diese Aufgabenart ist neu!</p>	

Die für das berufliche Gymnasium relevanten Aufgabenarten sind auf den folgenden Seiten beschrieben und mit Beispielen versehen.

Aufgabe I: Literarisches Einzelwerk im Kontext (Roman, Drama, Novelle)

Der neue Lehrplan (Jahrgangsstufen 1 und 2) sieht vor, dass die Schülerinnen und Schüler lernen, literarische Texte in größere kulturgeschichtliche Zusammenhänge einzuordnen. Im Rahmen der im Lehrplan vorgesehenen Spannungsfelder sollen fiktionale und nicht fiktionale Texte auch epochenübergreifend zur Interpretation herangezogen werden. Damit wird die Perspektive bei der Behandlung von Ganzschriften – vor allem der Pflichtlektüre – erweitert.

Deshalb soll das Arbeiten in Kontexten, eine Methode, welche die Unterrichtspraxis bisher schon mitbestimmt hat, nun auch in der Prüfung ergänzend neben die textimmanente Aufgabenstellung treten: Weniger Reproduktion, mehr selbstständige Interpretationsleistung durch das Einbeziehen intertextueller Bezüge ist also der neue Orientierungspunkt.

Grundlage für die Thematisierung übergreifender Zusammenhänge in den Prüfungsaufgaben sind die Pflichtlektüren. Den Schülerinnen und Schülern stehen diese Texte in der schriftlichen Prüfung wie bisher zur Verfügung.

Die Pflichtlektüren werden in Zukunft so gewählt werden, dass sie ergiebige kontextuelle Bezüge bzw. die Einordnung in einen Kontext / ein Spannungsfeld ermöglichen. So könnte z. B. auf der Grundlage der Pflichtlektüren von Goethes „Iphigenie“ und Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“ in der Prüfung der Kontext „Konzepte der Humanität“ bzw. das Spannungsfeld „Selbstfindung und Selbstverlust“ thematisiert werden.

Die Prüfungsaufgabe basiert auf einem Textauszug aus einem der beiden Werke.

Die ersten beiden Arbeitsanweisungen bleiben im Typus weitgehend unverändert. Die dritte Teilaufgabe führt aus der Werkimmanenz in einen textübergreifenden Vergleich: An die Stelle der bisherigen dritten Teilaufgabe, die einen Aspekt des Einzelwerks zur näheren Untersuchung bzw. Beurteilung vorgab, tritt nun eine Aufgabe, die einen im Kontext der beiden Werke wesentlichen Aspekt zur Diskussion stellt. Diese Teilaufgabe schließt an den zur Interpretation vorgelegten Textauszug an; sie verlangt, dass die beiden Pflichtlektüren unter dem vorgegebenen Aspekt sinnvoll in Beziehung gesetzt werden.

Notwendige Konsequenz ist, dass die Pflichtlektüren im Unterricht unter Berücksichtigung möglicher übergreifender Kontexte bzw. Spannungsfelder zu behandeln sind.

Pflichtlektüren für die Abiturprüfungen 2005 bis 2007:

- Theodor Fontane: Effi Briest
- Friedrich Schiller: Kabale und Liebe

Pflichtlektüren für die Abiturprüfungen 2008:

- Heinrich von Kleist Michael Kohlhaas
- Friedrich Schiller Die Räuber
- Franz Kafka Der Prozess / Der Proceß

Aufgabe I: Aufgabenbeispiel

Pflichtlektüren: Theodor Fontane: „Irrungen Wirrungen“
Christa Wolf: „Nachdenken über Christa T.“

Aufgabe:

- Legen Sie dar, welche Bedeutung der Landpartie nach Hankels Ablage für die Entwicklung der Beziehung von Botho und Lene zukommt.
- Analysieren Sie die dargestellten Ereignisse unter dem Gesichtspunkt von gesellschaftlicher Norm und Konvention und die Form ihrer erzählerischen Vermittlung.
- Erläutern Sie die Bedeutung von Identität und Selbstverwirklichung für Frauen bei Fontane und Wolf.

Textauszug: Elftes Kapitel

Die Landpartie, die man nach dem Wilmersdorfer Spaziergange verabredet oder wenigstens geplant hatte, war nun auf einige Wochen hin das Lieblingsgespräch, und
5 immer, wenn Botho kam, überlegte man, *wohin?* Alle möglichen Plätze wurden erwogen: Erkner und Kranichberge, Schwilow und Baumgartenbrück, aber alle waren immer noch zu besucht, und so kam es, daß
10 Botho schließlich »Hankels Ablage« nannte, von dessen Schönheit und Einsamkeit er wahre Wunderdinge gehört habe, Lene war einverstanden. Ihr lag nur daran, mal hinauszukommen und in Gottes freier Natur, möglichst fern von dem großstädtischen Getreibe, mit dem geliebten Manne zusammen zu sein. Wo, war gleichgültig.

Der nächste Freitag wurde zu der Partie bestimmt. »Abgemacht.« Und nun fuhren sie
20 mit dem Görlitzer Nachmittagszuge nach Hankels Ablage hinaus, wo sie Nachtquartier nehmen und den andern Tag in aller Stille zubringen wollten.

Der Zug hatte nur wenige Wagen, aber
25 auch diese waren schwach besetzt, und so kam es, daß sich Botho und Lene allein befanden. In dem Kupee nebenan wurde lebhaft gesprochen, zugleich deutlich genug, um herauszuhören, daß es Weiterreisende

30 waren, keine Mitpassagiere für Hankels Ablage.

Lene war glücklich, reichte Botho die Hand und sah schweigend in die Wald- und Heidelandschaft hinaus. Endlich sagte sie:
35 »Was wird aber Frau Dörr sagen, daß wir sie zu Hause gelassen?«

»Sie darf es gar nicht erfahren.«

»Mutter wird es ihr ausplaudern.«

»Ja, dann steht es schlimm, und doch ließ
40 sich's nicht anders tun. Sieh, auf der Wiese neulich, da ging es, da waren wir mutterwindallein. Aber wenn wir in Hankels Ablage auch noch soviel Einsamkeit finden, so finden wir doch immer noch einen Wirt und
45 eine Wirtin und vielleicht sogar einen Berliner Kellner. Und solch Kellner, der immer so still vor sich hin lacht oder wenigstens in sich hinein, den kann ich nicht aushalten, der verdirbt mir die Freude. Frau Dörr, wenn sie
50 neben deiner Mutter sitzt oder den alten Dörr erzieht, ist unbezahlbar, aber nicht unter Menschen. Unter Menschen ist sie bloß komische Figur und eine Verlegenheit.«

Gegen fünf hielt der Zug an einem Wald-
55 rande... Wirklich, niemand außer Botho und Lene stieg aus, und beide schlenderten jetzt behaglich und unter häufigem Verweilen auf ein Gasthaus zu, das, in etwa zehn Minuten Entfernung von dem kleinen Stationsgebäu-

60 de, hart an der Spree seinen Platz hatte. Dies
 »Etablissement«, wie sich's auf einem
 schiefstehenden Wegweiser nannte, war ur-
 sprünglich ein bloßes Fischerhaus gewesen,
 das sich erst sehr allmählich und mehr durch
 65 An- als Umbau in ein Gasthaus verwandelt
 hatte, der Blick über den Strom aber hielt für
 alles, was sonst vielleicht fehlen mochte,
 schadlos und ließ das glänzende Renommee,
 dessen sich diese Stelle bei allen Eingeweihten
 70 erfreute, keinen Augenblick als übertrieben
 erscheinen. Auch Lene fühlte sich sofort
 angeheimelt und nahm in einer verandaartig
 vorgebauten Holzhalle Platz, deren eine
 Hälfte von dem Gezweig einer alten, zwi-
 75 schen Haus und Ufer stehenden Ulme ver-
 deckt wurde.

»Hier bleiben wir«, sagte sie. »Sieh doch
 nur die Kähne, zwei, drei... und dort weiter
 hinauf kommt eine ganze Flotte. Ja, das war
 80 ein glücklicher Gedanke, der uns hierher
 führte. Sieh doch nur, wie sie drüben auf
 dem Kahne hin und her laufen und sich ge-
 gen die Ruder stemmen. Und dabei alles so
 still. Oh, mein einziger Botho, wie schön das
 85 ist und wie gut ich dir bin.«

Botho freute sich, Lene so glücklich zu se-
 hen. Etwas Entschlossenes und beinah Her-
 bes, das sonst in ihrem Charakter lag, war
 wie von ihr genommen und einer ihr sonst
 90 fremden Gefühlsweichheit gewichen, und
 dieser Wechsel schien ihr selber unendlich
 wohlzutun.

Nach einer Weile kam der sein »Etablis-
 sement« schon von Vater und Großvater her
 95 innehabende Wirt, um nach den Befehlen
 der Herrschaften zu fragen, vor allem auch,
 »ob sie zu Nacht bleiben würden«, und bat,
 als diese Frage bejaht worden war, über ihr
 Zimmer Beschluß fassen zu wollen. Es stän-
 100 den ihnen mehrere zur Verfügung, unter de-
 nen die Giebelstube wohl die beste sein
 würde. Sie sei zwar niedrig, aber sonst groß
 und geräumig und hätte den Blick über die
 Spree bis an die Müggelberge.

105 Der Wirt ging nun, als sein Vorschlag an-
 genommen war, um die nötigen Vorberei-
 tungen zu treffen, und Botho und Lene wa-
 ren nicht nur wieder allein miteinander, son-
 dern genossen auch das Glück dieses Allein-

110 seins in vollen Zügen. Auf einem der herab-
 hängenden Ulmenzweige wiegte sich ein in
 einem niedrigen Nachbargebüsch nistender
 Fink, Schwalben fuhren hin und her, und zu-
 letzt kam eine schwarze Henne mit einem
 115 langen Gefolge von Entenküken an der Ve-
 randa vorüber und stolzierte gravitatisch auf
 einen weit in den Fluß hineingebauten Was-
 sersteg zu. Mitten auf diesem Steg aber blieb
 die Henne stehn, während sich die Küken ins
 120 Wasser stürzten und fortschwammen.

Lene sah eifrig dem allen zu. »Sieh nur,
 Botho, wie der Strom durch die Pfähle
 schießt.« Aber eigentlich war es weder der
 Steg noch die durchschießende Flut, was sie
 125 fesselte, sondern die zwei Boote, die vorn
 angekettet lagen. Sie liebäugelte damit und
 erging sich in kleinen Fragen und Anspie-
 lungen, und erst als Botho taub blieb und
 durchaus nichts davon verstehen wollte,
 130 rückte sie klarer mit der Sprache heraus und
 sagte rundweg, daß sie gern Wasser fahren
 möchte.

»Weiber sind doch unverbesserlich. Un-
 verbesserlich in ihrem Leichtsinne. Denk an
 135 den zweiten Ostertag. Um ein Haar...«

»... Wär' ich ertrunken. Gewiß. Aber das
 war nur das eine. Nebenher lief die Bekannt-
 schaft mit einem stattlichen Herrn, dessen du
 dich vielleicht entsinnst. Er hieß Botho... Du
 140 wirst doch, denk ich, den zweiten Ostertag
 nicht als einen Unglückstag ansehen wollen?
 Da bin ich artiger und galanter.«

»Nun, nun... Aber kannst du denn auch ru-
 dern, Lene?«

145 »Freilich kann ich. Und kann auch sogar
 steuern und ein Segel stellen. Weil ich bei-
 nah ertrunken wäre, denkst du gering von
 mir und meiner Kunst. Aber der Junge war
 schuld, und ertrinken kann am Ende jeder.«

150 Und dabei ging sie von der Veranda her
 den Steg entlang auf die zwei Boote zu, de-
 ren Segel eingerefft waren, während ihre
 Wimpel, mit eingesticktem Namen, oben an
 der Mastspitze flatterten.

»Welches nehmen wir«, sagte Botho, »die
 'Forelle' oder die 'Hoffnung'?«

»Natürlich die Forelle. Was sollen wir mit
 der Hoffnung?«

Aufgabe II: Literarische Erörterung

Die bisherige textunabhängige Erörterung erfährt eine Akzentverschiebung. Es sollen Aufgaben von zu großer Offenheit vermieden werden. Vorgesehen ist eine **von der Pflichtlektüre ausgehende Erörterung**, in der die Schülerinnen und Schüler auch ihre darüber hinaus gehenden **Leserfahrungen reflektieren können**.

Die nachfolgenden Beispiele zeigen, dass diese Aufgabenart im Wesentlichen bereits bekannt ist.

Aufgabe II: Aufgabenbeispiele

„Wenn es zutrifft, daß die schrecklichste Krankheit unserer Epoche die Angst ist und daß im nächsten Jahrhundert mehr Menschen an Geisteskrankheiten leiden werden als an Krebs oder am Herzinfarkt, dann ist Literatur nie nötiger gewesen als heute. Denn wer sonst, wenn nicht die Dichter, wäre imstande, uns unsere Angst bewußt und unsere Hoffnung fühlbar zu machen?“

veröffentlicht in: Marcel Reich-Ranicki: Nichts als Literatur. Aufsätze und Anmerkungen. Reclam 1985, S. 73

Erläutern und erörtern Sie die Aussage Reich-Ranickis. Beziehen Sie dabei Ihre eigenen Leseerfahrungen mit ein.

(Pflichtlektüre: „*Tauben im Gras*“)

„In Wolfgang Koeppens Roman *Tod in Rom* (1954) wird einem modernen Komponisten gesagt: ‚Ich glaube, daß Ihre Musik eine Funktion in der Welt hat. Vielleicht wird der Unverstand pfeifen. Lassen Sie sich nie von Ihrem Weg bringen. Versuchen Sie nie, Wünsche zu erfüllen. Enttäuschen Sie den Abonnenten. Aber enttäuschen Sie aus Demut, nicht aus Hochmut.‘

Das gilt auch für die deutsche Gegenwartsliteratur: Sie weigert sich, Wünsche zu erfüllen und den Abonnenten zu bedienen. Mag der Unverstand pfeifen – diese Literatur hat ihre Funktion in unserer Welt.“

Marcel Reich-Ranicki: Nichts als Literatur. Aufsätze und Anmerkungen. Reclam 1985, S. 93

Erläutern Sie die Ratschläge, die in Wolfgang Koeppens Roman einem Komponisten gegeben werden.

Erörtern Sie anhand eigener Leseerfahrungen, inwieweit Marcel Reich-Ranickis Übertragung auf die moderne deutsche Literatur zutrifft.

(Pflichtlektüre: „*Tauben im Gras*“)

Zwischen zwei Figuren eines Theaterstücks von Gerhart Hauptmann kommt es zu folgendem Wortwechsel:

„Aber man muss doch seine Freude haben können an der Kunst.“ „Man kann viel mehr haben an der Kunst als seine Freude.“

Erläutern Sie die beiden Positionen.

Nehmen Sie Stellung aufgrund eigener Erfahrungen mit Literatur oder anderen Künsten.

(Pflichtlektüre: „*Biberpelz*“)

„Rollen geben Halt. Rollen behindern uns.“

Erörtern Sie diese beiden Thesen im Anschluss an Max Frischs Roman ‚*Stiller*‘.

(Pflichtlektüre: „*Stiller*“)

In den „Anmerkungen zu „*Leben des Galilei*“ (1939) bemerkt Bertolt Brecht:

„Es wird sich so für die Theater die Frage erheben, ob sie *Leben des Galilei* als eine Tragödie oder als ein optimistisches Stück aufführen sollen.“

Erläutern Sie dieses Zitat.

Erörtern Sie die beiden Möglichkeiten und begründen Sie Ihr Ergebnis.

(Pflichtlektüre: „*Leben des Galilei*“)

Aufgabe III / 1: Interpretationsaufsatz zu einem Gedicht oder Gedichtvergleich

Diese Aufgabe verlangt wie bisher eine detaillierte Beschreibung inhaltlicher und gestalterischer Textelemente und ihre Verknüpfung zu einer sinnvollen Deutung. Die **Arbeitsanweisung** an die Schüler lautet: „Interpretieren Sie das Gedicht.“ oder „Interpretieren und vergleichen Sie die Gedichte.“

Die Auswahl des Gedichts oder der Gedichte zum Vergleich orientiert sich an einem **Leitthema**. Beispiele für mögliche Leitthemen einer Lyrik-Reihe: Liebe, Tod, Natur, Stadt, Arbeitswelt, poetologische oder politische Lyrik.

Das Leitthema wird im Schwerpunktthemenerlass benannt.

Dieses Verfahren erleichtert bei der Behandlung der Epochen die Auswahl exemplarischer Texte. Das Lyrik-Thema kann Gedichte vom Barock bis zur Gegenwart enthalten.

Leitthema Lyrik für die Abiturprüfungen 2005 und 2006: „Heimatverlust und Exil“

Aufgabe III / 1: Aufgabenbeispiel 1**Leitthema: Liebe****Thema: Eduard Mörike (1804-1875), Das verlassene Mägdlein (1829)
Sarah Kirsch (geb. 1935), Bei den weißen Stiefmütterchen (1969)****Aufgabe:**

Interpretieren und vergleichen Sie die beiden Gedichte.

Das verlassene Mägdlein

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

5 Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

10 Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürztet hernieder;
15 So kommt der Tag heran -
O ging' er wieder!

Bei den weißen Stiefmütterchen

Bei den weißen Stiefmütterchen
im Park wie ers mir auftrug
stehe ich unter der Weide
ungekämmte Alte blattlos
5 siehst du sagt sie er kommt nicht

Ach sage ich er hat sich den Fuß gebrochen
eine Gräte verschluckt, eine Straße
wurde plötzlich verlegt oder
er kann seiner Frau nicht entkommen
10 viele Dinge hindern uns Menschen

Die Weide wiegt sich und knarrt
kann auch sein er ist schon tot
sah blaß aus als er dich untern Mantel küßte
kann sein Weide kann sein
15 so wollen wir hoffen er liebt mich nicht mehr

Aufgabe III /1: Aufgabenbeispiel 2**Leitthema: Poetologische Gedichte****Thema: Joseph von Eichendorff (1788-1857), Der Dichter
Marie Luise Kaschnitz (1901-1974), Nicht gesagt****Aufgabe:**

Interpretieren und vergleichen Sie die beiden Gedichte.

Der Dichter

Ihm ist's verlihn, aus den verworr'nen Tagen,
Die um die andern sich wie Kerker dichten,
Zum blauen Himmel sich emporzurichten,
In Freudigkeit: Hier bin ich, Herr! zu sagen.

5 Das Leben hat zum Ritter ihn geschlagen,
Er soll der Schönheit neid'schen Kerker lichten;
Daß nicht sich alle götterlos vernichten,
Soll er die Götter zu beschwören wagen.

10 Tritt erst die Lieb' auf seine blühnden Hügel,
Fühlt er die reichen Kränze in den Haaren,
Mit Morgenrot muß sich die Erde schmücken;

Süßschauernd dehnt der Geist die großen Flügel,
Es glänzt das Meer - die mut'gen Schiffe fahren.
Da ist nichts mehr, was ihm nicht sollte glücken!

Nicht gesagt

Nicht gesagt
Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre
Und vom Blitz nicht das einzig richtige
Geschweige denn von der Liebe.

5 Versuche. Gesuche. Mißlungen
Ungenau Beschreibung

10 Weggelassen das Morgenrot
Nicht gesprochen vom Sämann
Und nur am Rande vermerkt
Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt
Mit ewiger Seligkeit
Den Verfall nicht geleugnet
Und nicht die Verzweiflung

15 Den Teufel nicht an die Wand
Weil ich nicht an ihn glaube
Gott nicht gelobt
Aber wer bin ich daß

Aufgabe III / 2: Interpretationsaufsatz zu einer epischen Kleinform

Diese Aufgabe folgt inhaltlich den Anforderungen, die schon bisher bei der Textinterpretation (Prosatext) üblich waren.

Neu ist die Aufgabenstellung: „Interpretieren Sie diesen Text.“

Aufgabe III / 2: Aufgabenbeispiel

Aufgabe:

Interpretieren Sie den Text.

Thomas Hürlimann

Flug durch Zürich

- Zürich, hinterm Bahnhof, ein Morgen im Februar. Die junge Frau zeigt in die Luft, weinend, sie haben ihr, sagt sie, die Füße ausgerissen. Ihr? die Füße? Ja, sagt sie schniefend, dort, dort oben, dort fliegt sie, wo, was, ich verstehe kein Wort, bin verkatert, will weiter, bloß weg hier, aber die Frau, mich einholend, packt mich am Ärmel. Sie ist bleich, schmal, fast noch ein Kind. Hilf mir, sagt sie, so hilf mir doch, siehst du, dort stirbt sie, hoch in der Luft.
- 5 Ich riskiere ein Grinsen.
Du Arsch, schreit sie, meiner Taube fehlen die Füße, ohne Füße kann sie nicht landen, kapiert.
Ein Reflex: Meine Hand greift zum Gesäß, kontrolliert das Portemonnaie. Oder will ich ihr Geld geben, mich loskaufen?
- 10 Die Frau sieht plötzlich alt aus, ein keifendes Weib, trotzdem tut sie mir leid in ihren abgewetzten, löchrig dünnen Jeansklamotten, das T-Shirt voller Rotz, am Hals ein paar Stiche, Schwären, sie ist alt, ein altes Kind. Hilfst du mir? betteln die großen, nassen Augen.
Auf der Tramhaltestelle stehen die Jemands in einer Reihe. Jemand beißt die Zähne zusammen, jemand hört hin, jemand sieht weg, jemand trägt Schlaf im Gesicht, und jemand blickt in den Abgrund seiner Zeitung, jetzt eine Klingel, schrill naht das Tram, paß doch auf, Idiot, meine Nerven. Meine Nerven!
- 15 Die Jemands drängen sich zum Pulk, und der Mann, der die Zeitung gelesen hat, klemmt sich den Abgrund unter den Arm, saubergefaltet.
Die Kindfrau glotzt vor sich hin, dann zeigt sie ein scheues Lächeln, und dann, als wolle sie mir eine verbotene Ware verkaufen, tut sich ihre Hand langsam auf. Stoff? Nein, auf ihrem Handteller liegen zwei Vogelfüße, graudünne Läufe mit vier Zehen. Begreifst du jetzt, fragt sie leise, fast flüsternd, glaubst du mir?
- Verkehr, es ist kalt, bitterkalt, aber dort oben erscheint nun die Sonne, ein Teich aus Licht, aus Eis, auch der Himmel friert zu. Vielleicht, denke ich, hat sie tatsächlich recht, verschatte die Augen, suche den Himmel ab, aber meiner ist leer. Ich lüpfte die Achseln. Nichts, sage ich.
- 25 Aber die Füße, sagt sie, hier sind die Füße! Soviel hätte ich verstanden, sage ich, die Taube habe ihre Füße verloren, so daß sie nun fliegen müsse, immerzu fliegen, kreisen und steigen, ja! schreit sie, ja, und wieder starrt sie nach oben, verzweifelt, entsetzt, nur sie, die Ermattete, hat die Augen, um den sterbenden Vogel zu sehen und das Grauen um ihn herum, Himmelsfetzen, Häuserzeilen, Kamine, Antennen. Verschwunden, sagt sie plötzlich, fort, und schließt, als möchte sie den Vogel liebkosen, ihre Hand.
- 30 Wieder haben die Jemands unsere Insel erobert. Wieder blickt jemand in die Zeitung, riecht jemand nach Unglück, drängen sich alle zum Pulk, lautlos, und jemand, der seine Mappe umklammert, hat seinen Gummischuh als erster auf dem Trittgitter. Was soll ich ihr sagen?
Sie wird sich, sobald es geht, in die nächste Spritze stürzen, aber den zum Fliegen verdamnten Vogel läßt sie nicht aus den Augen, heute nicht, morgen nicht, sie gehören zusammen, die sterbende Taube und das Mädchen, ein Flug, ein Tanz durch die Stadt.
- 35 Als das nächste Tram naht, trete ich unter meinesgleichen, die Türen flappen zu, wir rollen davon. Jemand hört hin, jemand sieht weg. Hin und wieder flackert die Sonne durch die Scheiben, und irgendwo da oben fliegt dieser Vogel, der sich ein Mädchen hinterherzieht, von Wolke zu Wolke, durch den Nebel, in die Sonne.
- 40 Zürich, hinterm Bahnhof, ein Morgen im Februar.

Aus: Thomas Hürlimann: Die Satellitenstadt. Zürich 1992, S. 156 f.

Aufgabe IV: Analyse und Erörterung nicht fiktionaler Texte

Diese Aufgabe verlangt von den Schülerinnen und Schülern, dass sie einen nicht fiktionalen Text analysieren und erörtern, wobei je nach inhaltlich-thematischer bzw. sprachlich-stilistischer Ergiebigkeit der Textvorlage der Schwerpunkt der Aufgabenstellung auf der Analyse oder der Erörterung des Textes liegt.

Damit wird die bisher übliche strikte Trennung zwischen den Aufgabenarten „Textanalyse“ und „Texterörterung“ mit der Absicht aufgehoben, das Potenzial nicht-fiktionaler Texte ertragreicher ausschöpfen zu können.

Die Textauswahl für das Thema mit **Schwerpunkt Erörterung** orientiert sich an gesellschaftlich wichtigen Fragestellungen, die auch für die Berufswelt von Bedeutung sind.

Die Textauswahl für das Thema mit **Schwerpunkt Analyse** gilt keine thematische Einschränkung; allerdings ist hier darauf zu achten, dass der Text genügend Ansatzpunkte für eine argumentative Auseinandersetzung bietet.

Aufgabenstellung mit Schwerpunkt „Analyse“:

Die Schülerinnen und Schüler

- ermitteln die Textaussage
- untersuchen die Gliederung des Gedankengangs
- erläutern die Argumentationsstrategie sowie Funktion und Wirkung sprachlich-stilistischer Mittel
- nehmen argumentativ Stellung

Aufgabenstellung mit Schwerpunkt „Erörterung“:

Die Schülerinnen und Schüler

- ermitteln die Textaussage
- untersuchen die Gliederung des Gedankengangs,
- prüfen die Schlüssigkeit der Argumentation und erläutern, wie diese durch die sprachliche Gestaltung gestützt wird
- erörtern zentrale Problemstellungen, auch über den Text hinausgehend

Aufgabe IV: Aufgabenbeispiel 1 (Schwerpunkt Analyse)

Aufgabe:

- Fassen Sie die Aussage des Textes zusammen.
- Erläutern Sie die Argumentationsstrategie des Autors, und untersuchen Sie in diesem Zusammenhang den Einsatz sprachlicher Mittel.
- Nehmen Sie kritisch Stellung zur Meinung des Autors.

Neue Medien, alte Technik

von Volker Ladenthin

Die Erfindung des Computers wird gerne mit der des Buchdrucks verglichen. Der Gebrauch des Computers somit als epochale Befähigung wie das Lesen der Buchstaben-

5
schrift; Ersteres müsse deshalb an den Schulen ebenso gelehrt werden wie die anderen Kulturtechniken.

Folgt man dieser Argumentation, müsste allerdings auch die Führerscheinprüfung in

10
der Regelschule abgenommen werden und das Einüben der Bedienung von Fahrkartenautomaten ebenso. Die Rede von der Kulturtechnik kann nicht begründen, dass man

15
Computer und Internet auf den Lehrplan einer ordentlichen Regelschule setzen soll. Aber vielleicht haben wir die Rede ja missverstanden. Es geht nicht um die Geräte, sondern um das Bedienen selbst. Das Arbeiten mit dem Computer wird als eine Kulturtechnik

20
verstanden, so wie das Lesen oder das Schreiben. Man versteht also Kulturtechnik als Synonym für „elementare Technik“. Hätte man das doch gleich gesagt! Das ist ja etwas ganz anderes. Man lernt deshalb nicht

25
die Bedienung des Brotbackautomaten in der Schule, weil man die Elementartechnik des Lesens lernt, mit deren Hilfe man dann die Bedienungsanleitung verstehen können sollte.

30
Dann aber wäre zu fragen, ob die Bedienung des Computers wirklich eine elementare Technik ist wie Lesen und Schreiben. Nun weiß jeder, der einmal vor einem Computer

35
gesessen hat, dass das Bedienen eines Computers eine hoch komplexe Tätigkeit ist, ein Zusammenspiel von Kenntnissen (Welcher Knopfdruck hat welche Folge?), Fähigkeiten (Mal systematisch nachdenken, wo der Grund für die Meldung „Achtung! System-

40
fehler!“ liegen könnte!), Geduld (zwölf Seitenangaben für das Stichwort „Speichern“) und Fertigkeiten (feinmotorischer Art beim Bedienen der Maus). Die Bedienung des Computers ist eine Tätigkeit, die sich in mehrere

45
Elemente zerlegen lässt. Es ist demnach gerade keine *elementare* Technik.

Man muss (Kulturtechnik eins) lesen können - entweder die Wortsprache (Kulturtechnik eins a) oft noch Englisch verstehen können

50
(Kulturtechnik eins a/Strich) oder die viel schwierigeren Piktogramme (Kulturtechnik eins b).

Man muss (Kulturtechnik zwei) Ausdauer haben, die 500 Seiten starke Bedienungsanleitung ganz durchzulesen. Man muss (Kulturtechnik drei) im System denken können

55
(wenn/dann; entweder/oder). Man sollte eine gewisse Fingerfertigkeit haben (Kulturtechnik vier), um die Tastatur bedienen zu können. Und ... Und nichts.

60

Mehr elementare Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten muss man nicht beherrschen, um jeden Computer bedienen und im

www überallhin surfen zu können. Jeder

65
Computer lässt sich mit diesen vier elementaren Kulturtechniken - Lesen, Fremdsprache,

systemisches Denken und Feinmotorik - erfolgreich bedienen. Es sind die notwendigen Bedingungen. Die hinreichenden Bedingungen sind je nach Computer anders. Man braucht sie erst, wenn man ein spezielles Programm benutzt - oder das Programmieren lernt.

Nun sind dies aber genau die Fähigkeiten, die man zum Bedienen des Backautomaten genauso braucht wie zum Öffnen einer Sardinenbüchse. Nicht der Computer also ist eine elementare Kulturtechnik, sondern das Bedienen des Computers *verlangt* nach elementaren Kulturtechniken. Die aber kann man an jeder Schule lernen.

Wenn man also die Fähigkeit zum Umgang mit Computer und Internet gründlich fördern will, dann sollte man die Ausbildung in den vier wirklich elementaren Kulturtechniken fördern, nämlich (1) Sprache (dabei auch Kulturtechnik 1a: Englisch), Arbeitsdis-

ziplin und Ausdauer (Kulturtechnik 2: Sekundärtugenden!), systemisches Denken, also Lernen am Modell und Lernen von Modellen, wie es jeder vernünftige wissenschaftsorientierte Unterricht bot (Kulturtechnik 3) und Feinmotorik (Kulturtechnik 4).

Mehr beherrschen die, die Computer erfinden und bauen, auch nicht. Sie haben ihre Kenntnisse ja auch nicht am Computer erlernt, sondern erfanden den Computer durch das Zusammenspiel der vier Grundtechniken. Eifern wir ihnen nach! Übertreffen wir sie, indem wir die Kulturtechniken in Fächern wie Deutsch, Englisch, Mathematik und Physik, Sport oder Kunst (Feinmotorik beim Aquarellieren!) noch besser ausbilden!

Übrigens: Nach der Erfindung des Buchdrucks haben die Kinder an den Schulen nicht den Buchdruck gelernt, sondern das Lesen.

Aufgabe IV: Aufgabenbeispiel 2 (Schwerpunkt Erörterung)**Aufgabe:**

- Fassen Sie die Aussagen des Textes zusammen.
- Setzen Sie sich kritisch mit den Argumenten des Autors auseinander, und erläutern Sie, wie diese durch die sprachliche Gestaltung gestützt werden.
- Erörtern Sie – auch über den Text hinausgehend – Probleme der Freizeitgesellschaft.

Badische Zeitung

15. März 1996

Perfektionisten der Arbeit – Idioten der Freizeit?

Von Gerhard Jörder

Der Arbeitsgesellschaft geht die Arbeit aus – so hat es Hannah Arendt formuliert. Es ist die eine große Fatalität des sich dem Ende zuneigenden Industriezeitalters: Arbeitsplatzschwund durch fortschreitende Technisierung und Rationalisierung. Die andere, nicht weniger brisant: Der Freizeitgesellschaft wächst die Freizeit über den Kopf.

Der Trend ist eindeutig – da mögen noch so viele Politiker-Sonntagsreden, „Packen wir’s an“-Szenarien oder „Bündnis für Arbeit“-Appelle zeitweise den Blick darauf verstellen. Die Statistiker haben errechnet: Gerade noch sieben bis neun Prozent seiner gesamten (75-jährigen) Lebenszeit widmet der Durchschnittsbürger in unserer Erwerbsgesellschaft der Arbeit, *kann* er ihr widmen – und dieser im Vergleich zur Blütezeit der Industrialisierung dramatisch geschrumpfte Anteil wird sich nochmals stark verringern [...].

Dass dieser säkulare und globale Prozess der Freizeitvermehrung uns nicht schnurstracks nach Schlaraffia oder Utopia, in ein Reich der seligen Muße, der Freiheit und Selbstbestimmtheit führen wird, wie sich das Poeten und Sozialromantiker in ihren verwegenen Fantasien immer wieder ausgemalt haben: Darin scheinen sich alle, die heute wissenschaftlich-professionell mit Freizeitforschung zu tun haben, einig zu sein. „Eine historisch unvergleichliche Passivierungskata-

tastrophe“ etwa will der Bielefelder Soziologe Bernd Guggenberger gar nicht ausschließen, und er konstatiert: „Für eine Gesellschaft, in welcher ‚Lasten‘ und ‚Pflichten‘ der Muße wichtiger werden als jene der Arbeit, sind wir denkbar schlecht gerüstet.“ Unser gesamtes Ausbildungssystem, so sein Befund, ist noch auf die traditionelle Arbeits- und Erwerbsgesellschaft hin orientiert; das Wissen und die Kulturtechniken, die dort vermittelt werden, beziehen sich vor allem auf das Funktionieren der großen Industrien und weit gespannten Versorgungssysteme unserer Gesellschaft. Wer aber nach vorn denkt, weiß: das wird nicht ausreichen.

Denn lernen wir an unseren Schulen und Hochschulen auch, mit heutiger und künftiger Freizeit sinnvoll umzugehen? Erarbeiten wir uns dort – was Voraussetzung dafür wäre – Erfahrungen in Fragen der Bedürfnis-, Geschmacks- und Urteilsbildung – oder überlassen wir, was Guggenberger befürchtet, dieses lebenswichtige Terrain ganz einfach dem „heimlichen Lehrplan“ von Mode und Werbung, von Massen- und Konsummedien, lassen wir uns von Reklamekitzel, Zeitgeist-Gerede und Lifestyle-Glamour blindlings stimulieren? Wir Perfektionisten der Arbeit wären also: Idioten der Freizeit? [...]

Von einer „Erlebnisgesellschaft“ hat der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze gesprochen. Und in der Tat: Erlebnisangebote

65 haben wir im Überfluss – aber immer weniger Sinnsetzungen. Etwas anderes als hedonistische, konsumistische Ziele scheint diese – an sich so wohltuend zivile, im geschichtlichen Vergleich friedliche – Wohlstandsgesellschaft ihren nachwachsenden Generationen nicht mehr offerieren zu können. In die Leerräume, die die alten sinnstiftenden Instanzen hinterlassen haben – Religion, Familie, Nation, soziale Klasse –, drängen jetzt 75 nicht nur die Rattenfänger moderner Gurbewegungen, sondern mit Macht und Pracht auch die Animateure, die Entertainer, Spaß- und Verdrängungsexperten der neuen Zerstreuungindustrien: Fun über alles, Fun um 80 jeden Preis. [...]

Tempowahn, Bilderflut, Reizbombardement, Vermeidung von sogenannter „Lange-

weile“, Thrill- und Event-Garantie: Längst gehorchen ganze Sparten der Kultur ähnlichen Gesetzen wie die Programme der privaten elektronischen Medien, aber auch wie andere Wachstumsbranchen unserer Erlebnisgesellschaft, der Sport etwa oder der Tourismus. Kultur im Erlebnispack; Kultur als 90 Pauschaltrip ins Abenteuer. Immerzu Highlights. Nichts so fatal wie der Verdacht von schnöder „Alltäglichkeit“ (das könnte nach Mottenkiste riechen). Ein Hauch von Marlboro-Exotik steigert die Verkaufbarkeit. Die 95 Ökonomisierung der Kultur schreitet rasch voran.

Zu schwarz gesehen? Zu einseitig? Modisches kulturpessimistisches Lamento? [...]

Aus: Badische Zeitung vom 15.03.1996, gekürzt.

Worterklärung:

Hedonismus: Lebenshaltung, die Lust und Genuss zum vorrangigen Lebensziel hat

Aufgabe V: Essay (zu einem vorgegebenen Dossier)

Diese neue Aufgabenart folgt der Intention des neuen Lehrplans, Schülerinnen und Schüler nicht nur zur analytisch-diskursiven Auseinandersetzung mit literarischen und pragmatischen Texten zu befähigen, sondern ihnen auch zusätzlich Raum zur subjektiven Gestaltung von Texten unter kreativ-ästhetischen Gesichtspunkten zu geben.

Der Essay ist als Textgattung definiert, die sprachlich zwischen Abhandlung und Feuilleton angesiedelt ist. Inhaltlich legt er eine über einen konkreten Anlass hinausgehende Problematik in einem eher assoziativen Gedankengang aus subjektiver Sicht dar. Er kann deskriptive, expositorische, narrative, expressive und appellative Elemente enthalten, die den Leser zur Auseinandersetzung mit dem Thema herausfordern.

Die Schülerinnen und Schüler erhalten in einem Dossier zusammengestelltes Informationsmaterial (Zeitungsberichte, Glossen, Kommentare, Statistiken, Grafiken, Lexikonartikel, Auszüge aus wissenschaftlichen Abhandlungen, Reden, Interviews u. a.). Ebenso können literarische Texte einbezogen werden.

Dieses Dossier dient den Schülern – neben ihren eigenen (Lese-) Erfahrungen – als inhaltliche Grundlage ihres Essays.

In einem **ersten Schritt** verfassen die Schülerinnen und Schüler zu jeder (Text-)Vorlage einen kurzen Abstract; sie stellen die jeweilige Absicht und Aussage fest und fassen die wesentlichen inhaltlichen Aspekte kurz zusammen.

Im **zweiten Schritt** formulieren sie auf dieser Grundlage ihren Essay, der ihre eigene Position sachlich richtig, plausibel und sprachlich-stilistisch angemessen vermittelt.

Aufgabe V: Aufgabenbeispiel 1

Dossier: Möglichkeiten der Bio- und Gentechnik – Chancen für den Menschen?

Aufgabe:

- Verfassen Sie zu den im Dossier zusammengestellten Materialien jeweils einen Abstract.
- Schreiben Sie einen Essay. Wählen Sie einen Ihren Intentionen entsprechenden Titel.

Dossier: Möglichkeiten der Bio- und Gentechnik – Chancen für den Menschen?



Globus Infografik, 18. Juni 2001

Gentechnik in Lebensmitteln - ein Überblick

Essen, Trinken, Genießen. Den wesentlichen Teil des Gebietes zwischen Überfluss und Sozialhilfe nehmen **Nahrungs- und Genussmittel** ein. Zwar wurden schon in den späten Siebzigern Lebensmittelqualität sowie industrielle und landwirtschaftliche Produktionsmethoden zunehmend in Frage gestellt.

Jedoch, die industrielle Entwicklung lässt sich nicht aufhalten und seit Ende 1996 strömen gentechnisch veränderte Agrarprodukte tonnenweise auf den deutschen Markt. Lebensmittel und Gentechnik ist seitdem ein herrliches Reizthema in der bundesdeutschen Öffentlichkeit. Kritische Verbraucher und Ökogruppen bezeichnen die neue Kost gerne als manipulierten Genfraß und Frankenstein Food (engl.: Frankenfood). Die chemische Industrie hingegen, multinationaler Treiber des gentechnischen Fortschrittes, sie proklamiert das Ende allen Hungers und malt ökologische Pa-

radiese allein dank genetisch verbesserter Nahrung bzw. modifizierten Saatgutes über den Horizont.

Kann man denn Gene essen? Klar, jede Tomate, jede Kartoffel, jede Kiwi und jedes Schnitzel, in das ich beiße, enthält Gene als natürliche Zellbestandteile. Tomaten-Gene sorgen dafür, dass die Tomate rot und rund ist und nach Tomate schmeckt, idealer Anbau und Lagerung vorausgesetzt. So kommen auch die neuen Gene von Mais und Kartoffeln dort, wo es sich um nur wenig verarbeitete Lebensmittel handelt, direkt mit unserem Verdauungsapparat in Berührung. Das heißt, meine Cornflakes, Erdnussflips, Mais- und Kartoffelchips, mein Kräuter-Tofu enthalten als genetischen Zusatz eine DNA, die beispielsweise mit natürlicher Kartoffel-DNA nichts zu tun hat. Zum Beispiel Resistenzgene gegen Antibiotika, Gene zur Produktion na-

türlicher Insektengifte, Gene zum Abbau von Totalherbiziden oder gar Gene zur Beseitigung vorhandener, aber unerwünschter Genprodukte.

Verspeisen wir gentechnisch veränderte Kartoffeln oder Maischips, dann essen wir nicht nur neue Gene, also DNA-Stückchen, sondern auch deren bislang dem Verdauungssystem nicht bekannte Erzeugnisse, um deren willen ja die Gennormveränderung vorgenommen wurde. Erst, wenn eine industrielle Aufreinigung der Rohprodukte stattgefunden hat, zu Zucker oder Stärke, zu Öl oder Lezitin, zu Vitamin- oder Enzymaufbereitungen aus Raps, Mais, Zuckerrüben oder Mikroorganismen, dann sind diese Veredelungsprodukte weitgehend frei von Nukleinsäuren und deren Proteinprodukten.

Auch vor der **Tierzucht** macht die Gentechnik nicht halt. Menschliches Wachstumsgen in Lachsen und Karpfen, modifizierte Wach-

tumsgene in Schweinen und Rindern. Das klappt noch nicht so perfekt, aber es wird funktionieren. Die Einführung des Kälteschutzgens der arktischen Flunder nicht nur in Lachsen, sondern auch in Erdbeeren und Kartoffeln zeigt darüber hinaus, dass Artgrenzen für die Gentechnik keine Hürden mehr darstellen.

Erfahrungsgemäß am wenigsten erfahren wir über die nützlichen Hilfs- und Zusatzstoffe, die in industriell gefertigten Lebensmitteln Haltbarkeit, Stabilität und Geschmack garantieren. **Enzyme und Aromen**, meist isoliert oder ausgeschieden aus Mikroorganismen, lassen die Natur und die chemische Synthese oft vergessen. Modifizierte Hefen und Bakterien produzieren heute nicht mehr nur pharmazeutisch Interessantes, sondern auch in Massen Standardenzyme für die Lebensmittelindustrie, nur schneller und billiger als aus originären Organismen.

Zitiert nach: www.clickfish.com, 27.10.01

Gentherapie

Die Gentechnik stößt bei den meisten Menschen auf Ablehnung, da sie diesen Begriff meist nur mit „künstlichen Tomaten“ assoziieren. Doch die Gentechnik ist auch auf dem Gebiet der Medizin tätig. Viele Enzyme und andere Stoffe, die ein gesunder Körper selbst produzieren könnte, z.B. das Hormon Insulin, und früher von Tieren entnommen wurden, werden heutzutage bereits von gentechnisch veränderten Mikroorganismen mit besserer Verträglichkeit für den Patienten und besserer Qualität hergestellt. Doch das medizinische Potential der Gentechnik ist noch lange nicht ausgeschöpft.

Die **Gentherapie** eröffnet der Medizin völlig neue Möglichkeiten. Bei der Gentherapie wird unterschieden zwischen **somatischer** und **Keimbahn-Gentherapie**. Bei somatischer Gentherapie wird nur das Krankheitssymptom behandelt, bei der Keimbahn-Gentherapie wird die genetische Änderung weitervererbt, weshalb sie von der Pharmaindustrie abgelehnt wird.

Bei der Gentherapie wird versucht, „Fehler“ im Erbgut des Patienten zu korrigieren. Diese „Fehler“ sind für alle Erbkrankheiten und Krebserkrankungen verantwortlich. Die Gentherapie kann aber auch bei chronischen Leiden (Alzheimersche Krankheit, Parkinsonsche Krankheit und rheumatische Erkrankungen) und Infektionskrankheiten (AIDS) praktiziert werden.

Daß vor allem noch „unheilbare“ Krankheiten durch die Gentherapie theoretische Heilungschancen haben, rechtfertigt den Aufwand, den die Pharmaindustrie diesem neuen Zweig der Medizin zukommen läßt.

Der Erfolg der Gentherapie wird durch viele technische Mängel aufgehalten. Es müssen bei den Krankheiten zuerst die Gene gefunden werden, die diese Krankheit auslösen. Hat man diese Gene für eine bestimmte Krankheit gefunden, kann man sie bei den Patienten „reparieren“.

Dies geschieht meist durch unschädlich gemachte Viren, die die ihnen eingesetzten Ge-

ne an die „kranken“ Zellen abgeben. Dieser Vorgang kann entweder „in vivo“, durch Einschleusung der Viren in den Körper, oder „in vitro“, durch Behandlung vorher entfernten Gewebes des Patienten im Reagenzglas und Wiedereinschleusung behandelter Zellen in den Körper durchgeführt werden. Gegen Krebs wurden bereits mehrere Strategien entwickelt:

- Entwicklung einer Tumorstoffimpfung
- Selbstzerstörung unerwünschter Zellen
- Verpflanzen schützender Gene

Bei der Entwicklung einer Tumorstoffimpfung wird operativ entfernten abgetöteten Tumorzellen ein Gen eingesetzt, das die körpereigenen Abwehrstoffe sofort aktiviert. Werden diese behandelten Tumorzellen wieder in den Körper eingespritzt, versucht das Immunsystem nicht nur diese, sondern auch alle anderen Krebszellen im Körper zu vernichten.

Eine andere Methode ist die Einleitung der Selbstzerstörung von Tumorzellen.

Dazu müssen die Tumorzellen mit einem Gen versehen werden, das die Produktion eines Enzyms veranlasst, welches ein harmloses Medikament in ein Zellgift verwandelt, das nur bei den behandelten Krebszellen aktiviert wird.

Außerdem können die Tumorzellen noch mit Schutzfunktionen ausgestattet werden, d.h. ihre Teilungsaktivität wird gehemmt, oder ihre

Oberflächenstruktur wird so verändert, daß sie vom Immunsystem leichter zu erkennen und zu vernichten sind.

Die Gentherapie ist also theoretisch eine sehr effektive Therapie, doch in der Praxis sieht Geschichte ganz anders aus. Schon der Gentransfer ist ein Problem, manche Gene sind zu groß, um durch Viren transportiert zu werden. Man kann „in vivo“ nicht garantieren, daß die Gene bei den richtigen Zellen ankommen. Es kann vorkommen, daß das Immunsystem die viralen Vektoren („Gentaxis“) zerstört, oder daß durch das Eindringen des Gens an der falschen Stelle des Erbguts Krebs oder andere Krankheiten verursacht werden. Bisher wurden nur Experimente mit Patienten durchgeführt, die sich im Endstadium ihrer Krankheit befanden. Diese Experimente waren, wenn überhaupt, nur über kurze Zeiträume erfolgreich.

Weswegen die Gene nur über kurze Zeiträume wirkten, ist noch unerklärlich. Die Gentherapie war aber bei allen Versuchen für die Patienten verträglich, und sie befindet sich auf dem richtigen Weg. Jetzt müssen die vielen Mängel behoben werden, damit die Gentherapie vielleicht schon zu Beginn des nächsten Jahrtausends in den Kliniken der ganzen Bevölkerung vor allem bei noch „unheilbaren“ Krankheiten helfen kann.

Youssef Addala: <http://www.cg.bamberg.de/fachschaften/biologie/gentherapie.htm>

KINDER NACH MASS

Wenn die Erzeugung eines Babys einem Autokauf zu ähneln beginnt - ein Interview mit der US-Ethikrechtlerin Lori B. Andrews

VON ULRICH SCHNABEL

Sie selbst haben als Anwältin früher in vielen Prozessen für Elternpaare das Recht erstritten, neue Techniken der künstlichen Befruchtung nutzen zu dürfen. In ihrem jüngsten Buch „The Clone Age“ beurteilen Sie solche Methoden sehr kritisch.

Jedes Jahr kommen allein in den USA 60 000 Geburten durch Samenspenden zustande,

15000 durch künstliche Befruchtung und etwa 1000 durch Leihmutter-Arrangements. Doch nur drei US-Staaten haben Gesetze verabschiedet, um den Umgang mit den neuen Reproduktionstechniken zu regeln. Dabei wäre das dringend notwendig. Ein Beispiel: Ein unfruchtbares kalifornisches Ehepaar zeugte mithilfe eines Samenspenders und einer Eizel-

lenspenderin ein Kind und ließ es von einer Leihmutter austragen. Doch dann ließ sich der Ehemann scheiden und lehnte jede Verantwortung für das Kind ab. Wer sind die rechtlichen Eltern? Wer ist verantwortlich für seine Erziehung?

Abgesehen von juristischen Fragen - welche gesellschaftlichen Probleme sehen Sie?

Zu viele Amerikaner betrachten die Fortpflanzung heute mit einer Art Einkaufsmentalität. Die Erzeugung eines Babys beginnt einem Autokauf zu ähneln. In seriösen Reproduktionskliniken wählen viele Eltern ihre Kinder nach Haarfarbe, Hobbys oder Intelligenzquotienten des Samenspenders aus. Und im Internet kann man das Spermium eines jungen Mannes für 4000 Dollar kaufen, dessen Stammbaum angeblich zu zwei europäischen Königsfamilien und sechs katholischen Heiligen zurückreicht.

Und was geschieht, wenn das Wunschkind später nicht den Erwartungen entspricht?

Manche Eltern erwarten eine Art Produkthaftung. In einer Klinik in Utah wählte ein Ehepaar für eine künstliche Befruchtung Samenspender Nr. 183, der braunes Haar hatte wie der Ehemann. Die Frau bekam Drillinge, eines der Kinder war rothaarig. Ein Bluttest ergab, dass aus Versehen Spender Nr. 83 gewählt worden war. Das Paar verklagte die Klinik, und die Frau sagte vor Gericht aus, die Kinder von Nr. 183 seien sicher attraktiver gewesen. Sie verloren zwar den Prozess, aber nur nach knapper Abstimmung.

In Europa versucht man, einen solchen Babyhandel zu verhindern, indem man die Bezahlung von Ei- oder Samenspenden verbietet.

Dadurch würden sich nur die Wartezeiten für Ei- oder Samenspenden verlängern. Die Folgen sieht man in Frankreich: Dort sind die Wartezeiten so lang, dass unfruchtbare Ehepaare sich das Spermium oder die Eizellen via

Internet in den Vereinigten Staaten bestellen. Wir brauchen dringend internationale Regelungen.

Immerhin haben sich die amerikanischen Reproduktionskliniken freiwillig Zurückhaltung bezüglich des Menschenklonens verordnet.

Ja, weil sie Missbildungen, geringe Erfolgsquoten und einen Imageschaden fürchten. Im Tierversuch sterben immer noch 25 Prozent aller geklonten Tiere bei oder kurz nach der Geburt.

Befürchten Sie eine Eugenik von unten?

In Umfragen zeigt sich immer wieder, dass viele Menschen Eingriffe ins Erbgut zur Verbesserung der genetischen Eigenschaften eines Babys befürworten. Kürzlich gab ein Drittel aller Befragten an, dass sie - falls dies möglich wäre - genetisch kontrollieren würden, dass ihr Nachwuchs später einmal heterosexuell ist. Noch bedenklicher finde ich es, dass kürzlich ein kalifornisches Gericht ernsthaft die Möglichkeit erwog, ein behindertes Kind könnte einmal seine Eltern dafür verklagen, dass sie es nicht abgetrieben hätten. Man stelle sich die Prozesswelle vor!

In den USA ist der Einsatz von Gentests bereits viel stärker verbreitet als in Europa. Könnte ein Patient auch auf seinem Recht auf Nichtwissen bestehen?

Schwierig wird es, wenn Arbeitgeber, Versicherungen oder gar Gerichte solche Erbgutuntersuchungen verlangen. In einem Scheidungsprozess in South Carolina forderte der Ehemann das Sorgerecht für das Kind mit dem Hinweis auf eine mögliche Anfälligkeit seiner Frau für die Erbkrankheit Huntington (die unheilbar Körper und Geist zerstört). Er konnte das Gericht überzeugen, von seiner Frau einen entsprechenden Gentest zu fordern. Die Frau verzichtete auf das „giftige Wissen“, wie das manche bereits nennen - und damit auf das Kind.

Zur Person: Lori B. Andrews leitete die ethische Begleitforschung zum Human Genom Projekt. In ihrem Buch „The Clone Age“ (Owl Books) beschreibt die Juristin die Folgen der Bio- und Gentechnik.

Aus: Zeitpunkte 3/2001. S. 23

Aufgabe V: Aufgabenbeispiel 2***Dossier: Freiheit und Zwang*****Aufgabe:**

- Verfassen Sie zu den im Dossier zusammengestellten Materialien jeweils einen Abstract.
- Verfassen Sie einen Essay zum Thema „Kein Mensch muss müssen“.
Beziehen Sie dabei auch Ihre Lektüreerfahrungen ein.

Dossier: Freiheit und Zwang

Freiheit meint *Selbstbestimmung*. Der philosophische u. sittl.-politische Schlüsselbegriff vor allem der Neuzeit bedeutet negativ die Unabhängigkeit von *Fremdbestimmung* (natürlicher, sozialer oder politischer Art) u. positiv, daß man selbst seinem Tun den bestimmten Inhalt gibt.

[...]

Handlungsfreiheit besteht im elementarsten Sinn schon dort, wo sich jemand im Sinne seiner eigenen Kräfte u. Möglichkeiten bewegen kann. So leben auch Tiere frei, wenn sie sich in ihrer angestammten Umwelt entfalten u. nach den Gesetzen ihrer Art- u. Selbsterhaltung bewegen können. In einem engeren u. spezifisch menschlichen Sinn besteht die Handlungsf. erst dort, wo jemand (einen Spielraum von alternativen) Möglichkeiten des Verhaltens sieht u. eine davon auswählen kann. F. heißt hier, handeln u. auch nicht handeln oder das eine u. auch ein anderes tun können.

Willkürfreiheit. Diese F. hat zwei Aspekte: Zum einen meint sie die Fähigkeit des Menschen, aus sich heraus Vorstellungen von den Zielen u. Wegen seines Lebens zu entwickeln u. den Vorstellungen gemäß, ohne äußeren Zwang, zu handeln; sie meint die Fähigkeit etwas zu wollen: bewußt u. freiwillig zu handeln. Zum anderen bedeutet sie, daß die eigenen Kräfte sowie die soziale u. politische Welt es erlauben, das auszuführen, was man will.

Zitiert nach: O. Höffe [Hrsg.]: Lexikon der Ethik. München: Beck 1980, S. 62 ff. (bearbeitet und gekürzt)

Friedrich Schiller

Über das Erhabene

»Kein Mensch muß müssen« sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicherweise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprichwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen auf-

heben. Nimmermehr kann er das Wesen sein, welches will, wenn es auch nur *einen* Fall gibt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, *was er nur muß und nicht will*, wird wie ein Gespenst ihn begleiten und ihn, wie auch wirklich bei den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder *realistisch*, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegengesetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder *idealistisch*, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt physische Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Gesetzen entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit getan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch sein, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnismäßige physische Kraft mehr entgegengesetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig als: *ein Verhältnis*, welches ihm so nachteilig ist *ganz und gar aufzuheben* und eine Gewalt, die er der Tat nach erleiden muß, *dem Begriff nach zu vernichten*. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts anders, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische. [...].

F. Schiller: Vom Pathetischen und Erhabenen. Stuttgart 1970, S. 55 ff.

Theodor Fontane

Effi Briest

„Es steht so, daß ich unendlich unglücklich bin; ich bin gekränkt, schändlich hintergangen, aber trotzdem, ich bin ohne jedes Gefühl von Haß oder gar -von Durst nach Rache. Und wenn ich mich frage, warum nicht? so kann ich zunächst nichts anderes finden als die Jahre. Man spricht immer von unsühnbarer Schuld; vor Gott ist es gewiß falsch, aber vor den Menschen auch. Ich hätte nie geglaubt, daß die Zeit, rein als Zeit, so wirken könne. Und dann als zweites: ich liebe meine Frau, - ja, seltsam zu sagen, ich liebe sie noch, und so furchtbar ich alles finde, was geschehen, ich bin so sehr im Bann ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eignen heiteren Charmes, daß ich mich, mir selbst zum Trotz, in meinem letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt fühle.“

Wüllersdorf nickte. »Kann ganz folgen, Innstetten, würde mir vielleicht ebenso gehen. Aber wenn Sie so zu der Sache stehen -und mir sagen: ‚Ich liebe diese Frau so sehr, daß ich ihr alles verzeihen kann‘, und wenn wir dann das andere hinzunehmen, daß alles weit, weit zurückliegt, wie ein Geschehnis auf einem andern Stern, ja, wenn es so liegt, Innstetten, so frage ich, wozu die ganze Geschichte?“

„Weil es trotzdem sein muß. Ich habe mir’s hin und her überlegt. Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf. das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging es, in Einsamkeit zu leben, so könnt’ ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies ‚rechte Glück‘, und ich würde es auch müssen und - auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man einen Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht notwendig, aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiterexistieren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir

uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt tun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Vorlesung halte, die schließlich doch nur sagt, was sich jeder selber hundertmal gesagt hat. Aber freilich, wer kann was Neues sagen! Also noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen -wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht. nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjähnung. Ich habe keine Wahl. Ich muß.“

Th. Fontane: Effi Briest

Max Frisch

Tagebuch I

1946 – 1949

[...]

Kassandra, die Ahnungsvolle, die scheinbar Warnende und nutzlos Warnende, ist sie immer ganz unschuldig an dem Unheil, das sie vorausklagt?

Dessen Bildnis sie entwirft.

Irgendeine fixe Meinung unsrer Freunde, unsrer Eltern, unsrer Erzieher, auch sie lastet auf manchem wie ein altes Orakel. Ein halbes Leben steht unter der heimlichen Frage: Erfüllt es sich oder erfüllt es sich nicht. Mindestens die Frage ist uns auf die Stirne gebrannt, und man wird ein Orakel nicht los, bis man es zur Erfüllung bringt. Dabei muß es sich durchaus nicht im geraden Sinn erfüllen; auch im Widerspruch zeigt sich der Einfluß, darin, daß man so nicht sein will, wie der andere uns einschätzt. Man wird das Gegenteil, aber man wird es durch den andern.

Eine Lehrerin sagte einmal zu meiner Mutter, niemals in ihrem Leben werde sie stricken lernen. Meine Mutter erzählte uns jenen Ausspruch sehr oft; sie hat ihn nie vergessen, nie verziehen; sie ist eine leidenschaftliche und ungewöhnliche Strickerin geworden, und alle die Strümpfe und Mützen, die Handschuhe, die Pullover, die ich jemals bekommen habe, am Ende verdanke ich sie allein jenem ärgerlichen Orakel! ...

In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die andern in uns hineinsehen, Freunde wie Feinde. Und umgekehrt! auch wir sind die Verfasser der andern; wir sind auf eine heimliche und unentrinnbare Weise verantwortlich für das Gesicht, das sie uns zeigen, verantwortlich nicht für ihre Anlage, aber für die Ausschöpfung dieser Anlage. Wir sind es, die dem Freunde, dessen Erstarrtsein uns bemüht, im Wege stehen, und zwar dadurch, daß unsere Meinung, er sei erstarrt, ein weiteres Glied in jener Kette ist, die ihn fesselt und langsam erwürgt. Wir wünschen ihm, daß er sich wandle, o ja, wir wünschen es ganzen Völkern! Aber darum sind wir noch lange nicht bereit, unsere Vorstellung von ihnen aufzugeben. Wir selber sind die letzten, die sie verwandeln. Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unseres erstarrten Menschenbildes ist, unser Erzeugnis, unser Opfer -.

Max Frisch: Tagebuch I, Frankfurt/M. 1970, S. 33 f.



derung ist. Ich habe keinen Chef über mir und keine Administration hinter mir, sondern kann meinen Kopf ganz direkt verkaufen und einsetzen. Und wenn ich dann noch Erfolg habe mit dem, was ich tue - dann macht das einfach Spaß! Erfolg bedeutet für mich: Selbstbestätigung, Selbstverwirklichung, natürlich auch Geld. Geld ist ein Teil dieser "Selbstbestätigung, ein sehr genaues Feedback: An meinem Kontostand kann ich ablesen, ob ich

und Freiheit ist Leben. Von dem Geld, das ich verdiene, leiste ich mir den Luxus, unabhängig zu sein. Und natürlich auch Dinge, die mir Spaß machen. Eine schöne Wohnung zum Beispiel, Klamotten, Reisen. Gerade war ich zum Tauchen in der Karibik. Es war toll mal ganz andere Teile des Gehirns zu aktivieren, in fast dreißig Meter Tiefe eine Welt zu erleben, die einem verborgen bleibt, wenn man nur so ein bißchen, an der Wasseroberfläche herumspaddelt ...

Auch darin sehe ich durchaus einen Sinn: alles zu tun, um mir selbst und meiner näheren Umgebung das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Mich ab und zu mal zu belohnen. Das können Kleinigkeiten sein: Immer frische Blumen im Büro. Mal richtig schön essen gehen. Aber auch der Verkäuferin im Supermarkt ein nettes Lächeln zu schenken. Freunden zu helfen. Wenn ich schon in der großen Politik nichts bewirken kann, dann möchte ich wenigstens meinen Mitmenschen etwas von meiner positiven Energie abgeben.

Man lebt nur einmal Und dieses eine Leben, finde ich, sollte möglichst Spaß machen! Das ist für mich schon Sinn meines Lebens.

Am meisten Spaß macht mir mein Beruf, seit ich mich vor bald vier Jahren im Bereich Telefon-Marketing selbständig gemacht habe. Schwerpunkt: maßgeschneiderte Konzepte für professionelle Kundenbetreuung am Telefon. Oft arbeite ich zehn, zwölf Stunden am Tag, aber das macht mir nichts aus, weil es meine freie Entschei-

Gerade war ich in der Karibik. Geld ist Freiheit. Mein Kontostand gibt mir ein genaues Feedback

*Sabin Bergmann, 27,
selbständige Telefon- Trainerin, Hamburg*

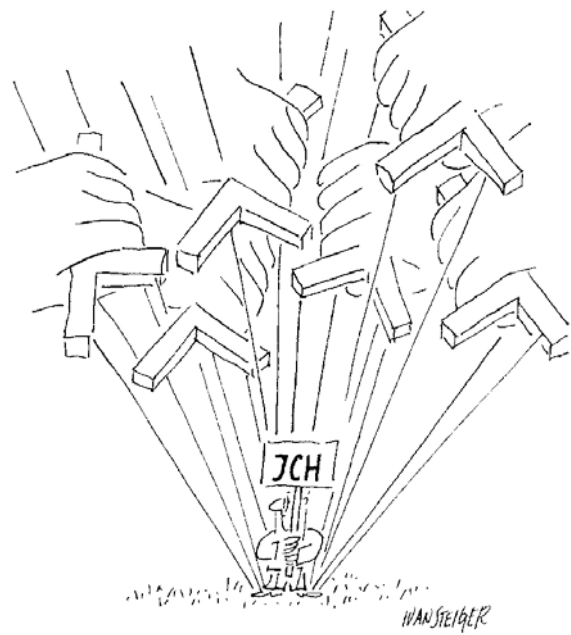
meinen Job gut mache oder nicht.

Geld, hat der Schriftsteller E- rich Maria Remarque mal gesagt, ist gemünzte Freiheit -

Aus: BRIGITTE Nr. 9, 1996, S. 118



Aus: Ethik und Unterricht, 3/98, Titelseite



Aus: Ethik und Unterricht, 2/93, S. 37



Klaus Becher: Kleine Freiheit. Fackelträger 1989.
Aus: Ethik und Unterricht, 2/01, S. 24